

Das Stadtbataillon 28 anno 1914

Autor(en): **Christen, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 29

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641747>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und Eva vorbeiführen. Sogar die Tauben hatten in den Blasrohrzeiten keine gefreuten Stunden im Dorf. Freilich ernteten wir da oft nur Leid und Gram, wo wir doch mit jugendlicher Lust gesäet hatten. Ein anderes Geschöß, der Schleuder verwandt, war dann auch die Lehmkugel. Wir rollten also Lehmkugeln in verschiedenster Größe zwischen den Händen gar zierlich aus, steckten sie auf Weidenruten und schossen bezw. schnellten sie nach allen möglichen Zielen ab. Auch das war ein recht wenig beliebtes, gar stillwirkendes Geschöß. Wir schleuderten es nicht nur, tüdlich verborgen, in die Schaufenster, ja durch die Fenster in die Spiegel der guten Stuben, sondern etwa auch, hinter den Säulen des Liebfrauenbrunnens versteckt, auf die guten Höderinnen der Kramgasse vor dem Kloster und auf ihre ehrwürdigen Devotionalien. Wenn sie dann aber merkten, woher diese währschaffen Klebkugeln kamen, taten sich die Schleusen ihrer Beredsamkeit auf, also daß die Wasserkinste von Verfaillles ein Dreck dagegen waren. Manchen schönen Zylinder haben wir so geschändet, der von auswärts in unsere heilige Wüste hineingetragen wurde. Aber genug. Oder soll ich noch von andern Geschößen der Jugend berichten? Etwa wie die bösen Buben unseres Dorfes die armen Kröten und Frösche im Monnemonat April in die Lüfte brettelten, daß die Leute sich bekreuzten und meinten, es regne, wie zu Moses Zeiten in Aegypten, Frösche. Oder wie wir, aus meines Vaters großem Pulverhorn, hinter den Grünhagen versteckt, schredliche „Füürtüfel“ in die Zaunpfähle verpfropften und wie sie² dann, vor den Augen der vorbeigehenden guten Hirten, bremsenartig zu schnurren begannen und mit Donnergepolter losgingen. Dieses Geschöß war aber für uns, wie ein altes Schweizer Schwert, eine zweischneidige Gefahr. Oder soll ich — aber nein, es tut's. Daß im Winter (und wie lang ist er bei uns!) vor unserer Schneeball-Schießkunst nichts sicher war als Sonne und Mond, werdet ihr ja schon begreifen.

Kurzum, reichlich hatten wir und schafften wir uns Waffen, um uns schon frühzeitig als Schützen auszubilden. Und neben Tell und Lederstrumpfs Falkenauge waren uns eben unsere alten Waldstattschützen leuchtende Vorbilder. Und bei all unserm einfachen Schießzeug und Wildschützen-tum, meinten wir doch auch das Vaterland. Es war uns föhnlar wie's unsere Grauen meinten, wenn sie, dichtgeschart ums Rabenbanner zum Wettkampf ausrückten.

(Aus der Feitzzeitung Nr. 1 vom Eidg. Schützenfest in Aarau 1924.)

Das Stadtbataillon 28 anno 1914.

(Zum 20. Jahrestag der Mobilisation.)

Von Peter Christen.

3

Wir fahren in den Jura.

In Bümpliz mußte eifrig exerziert werden. Man klopfte Tattschritt, Gewehrgriffe, machte Drehungen und übte sich im „Vorprellen“. Mit der Kriegsmobilmachung waren auch die sonst nicht wiederholungskurspflichtigen Postbeamten eingerückt. Die meisten von ihnen hatten das in ihrer Rekrutenschule Gelernte wieder verschwitzt. Sie wurden zu einer eigenen Gruppe vereinigt und mit dem A-B-C des Drilles beglückt. Dabei waren sie aber durchaus willig und dienst-eifrig. In das Gebiet des „Kriegerischen“ gehörte das Schleifen der Bajonette und Schwärzen der Säbelscheiden. Ganz gehörig wurden die Kriegerartikel verlesen. Sie lauteten scharf und drohend, man merkte es schon wieder, es war Krieg! Der Bataillonsarzt demonstrierte uns vor, wie die Büchse mit dem Verbandstoff zu öffnen und der Inhalt zu verwenden sei. Man hörte von Arm-, Bein-, Brust- und diversen andern Schüssen, von Säbelhieben, Bajonett-schüssen und Granatsplintern. Es lief uns kalt den Rücken hinunter. Füsilier B. wurde sterbensbleich und G. fiel um. Der Gedanke an diese schredlichen Möglichkeiten trug ihm

eine Ohnmacht ein. Unser Arzt brach dann ab, wir wußten schließlich genug.

So ging der Donnerstag vorüber. Am Freitag wurden die Tagesbefehle unseres Generals, des Divisions- und Brigadefommandanten verlesen. Bei diesem Anlaß hielt unser Hauptmann B. an seine aufmerksame Kompagnie folgende Ansprache:

„Manne, heit'er Muet?“

„Zawohl!“, tönte es aus zweihundert Kehlen.

„So isch's rächt. Jez losit: Der Chrieg duret nit länger als vierzäh Tag. Zum Chrieger bruuchts erschtens Gald, zewentens no einisch Gald und drittens wieder Gald. Und so viu Gald het gar niemer. Es sy z'viu Staate i däm Chrausimausi verhänt, daß es länger cha gah. Was üs sälber wartet, wüsse mer no nid, aber uf all Fäll wärde mir der Ma stelle, chöm was well. Heit'er mi verstande?“

„Zawohl!“

Hätte nach dieser Rede einer prophezeit, wie lange dieser Krieg in Wirklichkeit dauern werde, der Mann wäre glatt in die Waldau eingeliefert worden.

Schon in Bümpliz war der Befehl ausgegeben worden, auf den Korrespondenzen nach Hause keine Ortsangaben zu machen. Trotzdem kamen schon am Donnerstag Angehörige aus der Stadt dahergepilgert und am Freitag wurde erst recht nochmals Treue geschworen, zur Vorsicht ermahnt usw.! Man wußte, es war der definitiv letzte Abend zu einem Wiedersehen, in der kommenden Nacht „gehe es los“. Wir wußten nur nicht sicher wohin. Man sprach vom Jura, aber auch von der Rheingegend. Beim Bummel nach dem Hauptverlesen behauptete ein Wachtmeister einer andern Kompagnie, die Franzosen wollen Genf überrumpeln und die dritte Division müsse sich daher in dieser Richtung in Fahrt setzen. Es ist überhaupt unglaublich, wель' unsinnigen Gerüchte damals umgingen. Die Zeitungen waren an diesem Umstand nicht schuldlos. Unser Oberleutnant B. liebte es, wenn seine Leute bei den Übungen in der prallen Sonne genug geschwitzt hatten, sich in den Schatten eines nahen Wäldchens zu „verziehen“ und aus den immer vor-handenen neuesten Extrablättern vorzulesen oder vorlesen zu lassen. Er war ein flotter Mensch, dieser Vorgesetzte, wir hatten es bei ihm nicht bö's. Wenn eine Sache so klappte, wie er es haben wollte, plagte er seinen Zug nicht länger damit. Leider verließ er uns bald wieder, er wurde als Adjutant in den Regimentsstab versetzt. Sein Nachfolger im Kommando war auch wieder von gleicher Art, in erster Linie Gemütsmensch und erst nachher „Kriegs-gurgel“. Dennoch, vielmehr gerade deswegen, blieb unser Zug immer einer des besten, durch und durch diszipliniert und allen Aufgaben gewachsen.

Am 8. August (Samstag) trommelten um 2 Uhr nachts die Tambouren Tagwache. Um Drei marschierte das Bataillon ab und befand sich eine Stunde später in der Eilgutgasse und auf dem Bubenberglap. Still und wie ausgestorben war es in der Stadt, es fing erst an zu dämmern. Diesmal wurden wir nicht von Zivilisten umringt, keines der Angehörigen vermutete uns um diese Zeit in der Nähe. Es war auch nicht nötig, immer und immer wieder Adieu zu sagen.

Die Vögel fingen an zu pfeifen, ein prächtiger Tag zog herauf, hell, klar, wunderschön. Auch vereinzelte Leute wurden sichtbar, Bahnpersonal und einige wenige Reisende für die ersten Morgenzüge. Auf den Rangiergleisen pffiffen die Lokomotiven, welche die Wagen für uns bereitstellten. Alle besprachen die bevorstehende „Fahrt ins Blaue“, niemand konnte sagen, wie es bei uns 24 Stunden später aussehen würde und was an ungewissen Ereignissen bevorstand. Die meisten, auch ich, hatten den Jura noch nie gesehen, das heißt, wir kannten davon bloß die ferne Silhouette. Von meiner Kinderzeit her war ich am Fuße des Jura gut

bekannt, besonders in der Bielersee- und Neuenburger-Gegend. Ueber Drvin (obenher Biel) hinaus hatte ich es jedoch nicht gebracht, auch nicht im Militärdienst, der mich in der Rekrutenschule in das Seeland geführt hatte. Ich freute mich ungemein auf die Fahrt in das unbekannte Land, auf die Leute, die ich dort treffen würde und auf die Erlebnisse, die nach dem langweiligen Bureauleben und eintönigen Alltag meinem Dasein eine andere Richtung, einen romantischen Sinn geben sollten. Der Gedanke an eine mögliche Schlacht mit irgend einem unserer Nachbarn hat sich bei mir nie festgesetzt, tatsächlich war ich diesbezüglich ganz ohne Sorgen. Ob es unverwundlicher Optimismus war oder der ungestüme Drang nach „Erleben“ einer an Freuden armen Jugend, ich weiß es nicht zu sagen. Wahrscheinlich von beidem etwas. Wie man mit seinem Schicksal, seinem Empfinden und Sehnen nie allein dasteht, vielleicht sogar staunen würde über die große Zahl gleichgearteter Mitmenschen, war ich in meinen Gedanken eins mit vielen, vielen andern Kameraden. So wenig glaubhaft und widersinnig es erscheinen mag, die Jahre der Grenzbesetzung waren die glücklichsten Zeiten meines Lebens. Das brachte es mit sich, daß ich mit Leib und Seele darin aufging, die härtesten Strapazen spielend überwand und daß kein noch so mieses Hundewetter, weder Müdigkeit, Durst noch Hitze meine gehobene Stimmung zu trüben vermochte. Der Dienst bedeutete für mich keine sogenannte Frohn, sondern „Freiheit“ im vollsten Sinne des Wortes.

Doch gehen wir zurück in die Eilgutgasse. Nach zwei Stunden Wartens, die man mit Plaudern, Rauchen und Teetinken vertrieb, konnten wir einsteigen. Unser Zug kam genau vor einen Wagen zweiter Klasse zu stehen, wir 50 Mann verfügten somit wie die Offiziere über Polsteritze. Die meisten machten es sich denn auch wie richtige „Neureiche“ bequem, rädelten sich mollig, zündeten die Pfeife an und genossen während einigen Stunden das Leben eines reichen Mannes, der sich eine Fahrt II. Klasse zu leisten vermag. — Wir waren unser Fünft, die auf diesen schwelgerischen Genuß gerne verzichteten und es uns auf den Trittbrettern bequem machten. Dort war es nämlich in der zu erwartenden Hitze des Tages viel angenehmer, es bot sich ungehinderter Ausblick nach beiden Seiten, was beim Durchfahren unbekannter Gebiete von unschätzbarem Vorteil ist. Im Laufe des Tages wurde trotz geöffneten Fenstern die Gemütlichkeit in den wärmependenden Polster-Coups getrübt. Man beneidete uns um die Freiluftitze, doch gaben wir sie nicht her.

Es war bald sieben Uhr, bis wir endlich losfahren konnten. Schon recht viele Frühaufsteher beiderlei Geschlechts hatten sich auf den Passerellen postiert, wie wir mit Sang und Klang endgültig von Bern Abschied nahmen. Auf wie lange? Zufällig erblickte ich beim Wegfahren auf der Ueberführung nach der Speichergasse meinen jüngeren Bruder, der als Vorunterrichtschüler freiwillig mit dem Landsturm Dienst tat und hier nun Schildwache stand. Ich hätte es an seiner Stelle auch nicht anders gemacht.

Schon auf der Strecke bis Biel gab es viel zu sehen: Schildwachen auf den Eisenbahnbrücken, karabinerbewaffnete Streckenwächter, das Lokomotivpersonal sämtlicher kreuzenden Züge mit der eidgenössischen Armbinde geschmückt. Auf den Feldern erblickten wir auffallend viele Frauen und Mädchen und wenig Männer. Alle winkten oder riefen uns zu. Wir fühlten es, alle diese Herzen schlugen im Gleichklang derselben patriotischen und doch bangen Gefühle. Es war ein allerlehtes bewegtes Abschiednehmen der engern Heimat.

In Biel mußten zwei Lokomotiven vorgespannt werden, die uns leuchtend die Taubenlochschlucht hinauf nach Sonceboz und dann nochmals steigend über Pierre Pertuis nach Tavannes schleppten. Bis dorthin wurde es beinahe Mittag, denn das Tempo war sehr gemächlich, was nicht

anders möglich war bei dem ungeheuren Truppentransport, der alle fünf Minuten die Strecke passierte. Von Zeit zu Zeit überholen wir auf der Straße, die sich dem Bahngelände entlang zieht, marschierende Truppen der zweiten Division, Artillerie-Abteilungen, Trainkolonnen und Kavallerie-Schwadronen. Singend und winkend grüßen wir uns. Dem 9. Regiment von der II. Division, das sich in Reconvilier befand und in der Nacht alarmiert worden war, um zu Fuß Delsberg zu erreichen, war, wie man später hörte, als Vorsichtsmaßregel das Singen verboten worden. Bei mehr als 20 Kilometer Entfernung von der Landesgrenze! Eines jener unsinnigen Gerüchte über einen französischen Einbruch in der Ajoie soll der Anlaß hiezu gewesen sein! (Fortsetzung folgt.)

Heuet vor fünfzig Jahren.

Von Frieda Schmid-Marti.

(Schluss.)

Blöcklich schreit der Seppli: „Sez überschöme mer z'Morge!“ Wirklich: Durchs Mattenweglein kommt Mädeli mit dem weißen Armkorb und dem Steingutkrug. Es trägt dazu noch eine Holzgabel in der einen Hand. Groß und schlank schreitet es daher, sittsam und säuberlich. Ueber dem faltigen Kittel trägt es die grobe, selbstgesponnene Schürze. Das einfache, schneeweiße Hemd mit den haushigen Ärmeln wächst aus dem schwarzen Nieder grob und kunstlos und umschließt doch reizvoll den schlanken, gebräunten Mädchenshals. Mädeli stellt den Korb unter den großen Eichbaum, die Kanne daneben und ruft: „Hurti cho z'Morgen ässe! D'Rösti hautet süsch!“ — Die Männer legen die Sensen nieder, waschen im Bach die Hände und trappen hinzu.

Mädeli nimmt die Röstiplatte aus dem Korb und stellt sie ins tauige Gras, langt jedem einen Löffel, schneidet vom mächtigen Brotlaib Riesenstücke herunter und verteilt sie. Aus dem schneeweißen Zwächeli (Serviette) wickelt es die fünf roten Chacheli, füllt jedes mit dampfendem Kaffee und reicht sie in die Runde. Zulezt hoßt es selber nieder und greift zu. — Der Durs liegt bäuchlings und läßt es sich schmecken. Sami kniet neben dem Korb und rekt den Arm, daß er die Röstiplatte erlangen mag. Der Aetti lehnt den müden Rücken an den Eichstamm. Seppli hoßt auf gekreuzten Beinen und kaut mit vollen Backen. Er führt die gehäuften Löffel Rösti mit sichtbarem Behagen zum Munde.

„Hoffetlig liegt der Vormäder bim Aesse o iche wie bim Wäsche“, neckt der Aetti.

Aus dem nahen Wäldlein schlägt leises Vogelgezwitscher. Der nahe Bach rieselt und gluckst. Ein frischer, herber Geruch von geschnittenem Gras steigt aus der Wiese. Schon vergoldet der Sonne Licht die Spitze des Bergrüdens. Durch die herabhängenden Zweige des Eichbaumes sidert es gedämpft auf die Ruhenden. Der Aetti blinzelt mit müden Augen in das grünbesonnte Schattendach.

„So Manne“, sagte er nach dem Essen, „mir loh 's Stümpli em Lümpli. Am Bach noh mueß me no stumpe, ghörsch Seppli? Mir angere göh go worbe.“ —

Mädeli und die Männer ergreifen die Holzgabeln, stellen sich jedes an eine Mahde und setzen das schwere, tauige Gras. Wie grüne, wallende Fahnen wirbelt es um die Köpfe. „Siebe Gable vou i der Luft, u die achti im Schwung“, lacht der Aetti, so het me aube gseit. Jungi Arme sött das chönne verrichte, aber miner si z'glichtabelig worde.“ — Er zettet bedächtigt und gründlich der Sonne das üppige Gras dar.

Endlich ist die letzte Mahde gezettet, der letzte Graspüßel geschnitten. Der Aetti ergreift Sense und Gabel, schwingt sie auf die Schultern und sagt: „Sägnis Gott üles